# Neue-Illustrirte-Zeitschrift

**Beilage zum deutschen Bürgerblatt.**

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur:
**Wilhelm Friedrich.**

Diese **illustrirte Beilage** zum **Deutschen Bürgerblatt** erscheint wöchentlich in einem hoch Quartbogen von 8—12 Seiten. Der Jahrgang wird mit den Beilagen ca. 60 Bogen mit ca. 400 Original-Holzstichen umfassen. In Vereinigung von Bild und Wort werden Charakteristiken interessanter Personen, Schildereien aus der Fremde und Heimath, Original-Erzählungen, humoristische Aufsätze, Sagen, Anekdoten, Moden und Rebus im Inhalte gegeben. Am Schlusse jedes Jahres wird ein Titel und Inhalts-Verzeichniß geliefert, weshalb man die Blätter aufzusammeln ersucht. — Wenn gleich selbstständig die „illustrirte Beilage" 20 Sgr. pro Quartal kostet, so ist der Preis für die Abnehmer des „Deutschen Bürgerblattes" nebst „illustrirter Beilage" doch nur 17½ Sgr. bei der Expedition vierteljährlich. Bei allen Buchhandlungen und den Postanstalten des Preuß. Staats pro Quartal 26¼ Sgr.

(Die illustrirte Beilage kostet allein ohne das „Deutsche Bürgerblatt" pro Quartal 20 Sgr. bei der Expedition und bei allen Preuß. Postanstalten 25 Sgr.)

**Nr. 34.** Erster Band. **1847.**




Baron Lionel v. Rothschild.

## Chronik der Gegenwart.

### Baron Lionel v. Rothschild.

Als einen erfreulichen Fortschritt zur zeitgemäßen Erledigung der Judenemancipationsfrage brachten uns die neuesten politischen Zeitungen die Nachricht, daß die Altstadt (City) von London unter ihren vier Candidaten für das Unterhaus auch den Baron Lionel v. Rothschild gewählt habe, also einen jüdischen Abgeordneten als Vertreter ihrer Interessen in das nächste Parlament sende. Man mag diese Wahl des israelitischen Bankiers in die englische Kammer von einem Gesichtspunkte aus betrachten, von welchem man wolle, sie ist jedenfalls ein Ereigniß, das Interesse erregte und allgemein besprochen wurde, und als solches registriren wir auch dasselbe in unsere Chronik der Gegenwart ein, indem wir unsern Lesern nebenstehend das Porträt des vierten Repräsentanten der Londoner City mittheilen und demselben folgende kurze biographische Notizen beifügen.

Der Baron Lionel v. Rothschild entstammt der großen, weltbekannten Bankierfamilie und ist der älteste Sohn des Nathan Mayer v. Rothschild zu London; er brachte seine erste Jugend in Frankfurt zu und heirathete dort eine seiner Cousinen, die Tochter des Baron Anselm v. Rothschild daselbst. Er steht gegenwärtig in der Blüthe seiner Jahre, ist ein sehr gebildeter Mann und vereinigt all die Tugenden der Menschenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit, die seine ganze Familie von jeher auszeichnete.

Der Stifter des größten gegenwärtigen Handelshauses, das durch einsichtsvolle Benützung der Wege, durch wohlverstandenen Unternehmungsgeist, geregelten Geschäftsgang, richtige Schätzung der Menschen und Dinge, und Eingehen auf die Zeitverhältnisse groß und blühend geworden ist, war Mayer Anselm Rothschild, der mit einem ganz kleinen, durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenen Kapitale ein eigenes Geschäft anfing, in das seine Kenntnisse, seine unermüdliche Thätigkeit und die vielfach erprobte Redlichkeit bald einen ungeheuren Umschwung brachten. Er starb 1812 und hinterließ fünf Söhne: Anselm, den Chef des Stammhauses zu Frankfurt; Salomo zu Wien; Nathan, den Vater des Abgeordneten für das Unterhaus, zu London; Karl zu Neapel und Jakob zu Paris.

Das Rothschild'sche Haus steht gegenwärtig auf einer Höhe, die es in den Stand setzt, die europäischen Commerz- und Finanzoperationen zum größten Theil zu leiten und zu lenken; auch ließen es an Anerkennung ihrer Verdienste in dieser Beziehung die europäischen Höfe an öffentlichen, den Geschwistern zu Theil gewordenen Beweisen nicht fehlen. Vom Kaiser von Oestreich in den östreichischen Freiherrnstand erhoben, wurden sie später zu kurhessischen geheimen Finanzräthen, von Preußen zu geheimen Commerzienräthen ernannt, und von allen Seiten mit einer Menge der höchsten Orden decorirt.

---

# Chronik der Vergangenheit.

## Das verlorene Paradies.

(Fortsetzung.)

Aber Breughel mochte ein noch so großes Meisterstück malen, mochte noch so sehr aus der Fülle seines Geistes auf jene unsterbliche Leinwand die ganze Schöpfung zaubern, und darin die Allgegenwart jenes mächtigen Wesens, der Liebe, ahnen lassen, die ihn auf seinen ländlichen Spaziergängen mit Magdalenen dazu begeistert hatte — er konnte seine Frau dennoch nicht von den Reizen der Einsamkeit überzeugen. Sie beharrte darauf, man langweile sich in allen Paradiesen der Welt, selbst in dem ihres Mannes.

„Thörichte!" rief ihr dann immer der Künstler zu, „siehst du nicht jenen göttlichen Strahl keuscher Freude, der auf dem Antlitz der Eva leuchtet, die mit ihrem Manne durch die schattigen Gesträuche des Paradieses lustwandelt? Wenn wir mit einander durch das mit Blumen prangende Feld, durch die mit aller Pracht geschmückte Natur gehen; wenn du das süße Murmeln des Baches, das fröhliche Geschmetter der Lerche hörst, das köstliche Aroma der Blumen, die freudig zum blauen Sommerhimmel emporlächeln, einathmest, sag, fühlst du da nicht dieselbe himmlische Empfindung. Ist es dir da nicht als wärest du im Paradiese?"

„Ach!" seufzte Madame Breughel, „das war Alles recht schön und gut, so lange Adam allein auf der Erde war."

Man kann sich denken, daß derlei Bemerkungen Breughel's Eifersucht nur noch mehr steigerten. Er hatte mit der Welt abgeschlossen, obgleich ihn dieselbe immer noch mit der baaren Münze des Ruhmes, d. h. mit zahllosen Lobeserhebungen überschüttete, und bekümmerte sich nicht im mindesten mehr um das leere Geschwätz seiner Mitbürger, die es unbegreiflich fanden, daß ein jüngst noch so weltlich gesinnter, eitler Maler plötzlich sich in einen finstern Menschenfeind umwandeln konnte, es für lächerlich erklärten, daß er sein junges Weib hinter die lust- und freudelosen Wände seiner Wohnung einkerkere. Er malte ruhig an seinem großen Bilde fort, und wenn er den Pinsel weglegte, so war es nur, um irgend eine Studie draußen in der herrlichen Natur, am Ufer eines Sees oder am Rande eines Gehölzes zu machen. Ein würdiger Beobachter der großen Werke der Schöpfung, widmete er mit fleißigem Forschergeiste selbst deren geringsten Einzelnheiten eine liebende Aufmerksamkeit.

Oft aber vergaß er mitten in seinen poetischen Betrachtungen der Natur, wenn seine Magdalene an seiner Seite war, über ihr die ganze übrige Schöpfung. Doch wußte ihm die leichtsinnige junge Frau keinen Dank für diese liebende Verehrung; hatte er ihr nicht die Pforten der Welt verschlossen, jener Welt mit ihren verführerischen Freuden, deren Lärm und Glanz so leicht eine zwanzigjährige Einbildungskraft bethört und blendet, und suchte sie nicht eben in Gedanken jene vergoldeten Thore zu öffnen, die ihr die Gesellschaft, und, was noch schlimmer war, sie der Gesellschaft verbargen?

Breughel fing indessen endlich selbst an, sich in dieser ihm von seiner Gattin zum Ehejoch verbitterten häuslichen Zurückgezogenheit zu langweilen; er hatte nach seiner Rückkehr aus Italien in Antwerpen venetianische Bälle veranstaltet, die so gründlich den guten Antwerpener Bürgern die Köpfe verrückt hatten, daß sie alsbald überall nachgeahmt wurden. Eines Abends sollte nun gerade ein solcher Ball bei einem seiner Freunde stattfinden, und der große Maler konnte sich nicht enthalten, denselben auf einige Augenblicke zu besuchen; er warf sich in die Kleidung eines französischen Ritters aus den Zeiten der Kreuzzüge und machte sich dahin auf den Weg. Seine Frau wurde heimlich durch eine Magd von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt, und plötzlich fuhren ihr tausenderlei verschiedene Pläne durch den Kopf; sie wollte sich verkleiden, ebenfalls auf den Ball gehen, dort tanzen und sich an dem armen Breughel und seiner blinden Eifersucht rächen. Doch wie sich verkleiden, um unerkannt auf den Ball gehen zu können? Sie besaß zwar ein neapolitanisches Maskencostüm, hatte es aber eben für diesen Abend einer Freundin geliehen. Sie sandte daher drei ihrer Dienerinnen aus, ihr eine schöne Ballkleidung zu verschaffen, und diese waren so glücklich, bei einem Juden, der sich erst kürzlich in Antwerpen niedergelassen hatte, das prachtvolle Costüm einer Odaliske zu finden.

Als Magdalene auf dem Balle ankam, suchte ihr geblendetes Auge vergebens ihren Gatten zu entdecken; der Glanz der vielen Tausende von Lichtern, die Pracht der malerischen Kleidungen, der frohe Lärmen der Versammelten und das Geräusch der Musik verdrehten ihr dermaßen den Kopf, daß sie gar bald vergessen hatte, warum sie gekommen war. Gleich bei ihrem Hereintreten war sie von den ersten und besten Tänzern umringt und zum Tanze aufgefordert worden, denn trotz ihrer Maske errieth man ihre Schönheit beim ersten Anblick, und, einmal im Tanze begriffen, fand sie auch alsbald die ganze ausgelassene Lustigkeit ihrer früheren Jahre wieder. Freilich gab ihr hie und da die Erinnerung an Breughel einen Stich durch das Herz oder lähmte dieselbe den leichten Schritt ihrer beschwingten Füßchen; aber bald hatte sie die Fassung wieder gewonnen, und toller als je stürzte sie sich in den Taumel des rauschenden Vergnügens, gleich den Sündern, welche die Posaune des jüngsten Gerichts überhören.

Breughel dagegen theilte die Empfindungen seiner Frau ganz und gar nicht; er fand bei dem lärmenden Feste nichts, als Flitter und Thorheit, und, im Gegensatz zu seinen früheren Jahren, hinter jenen vergoldeten Lappen eitel kranke Herzen. Er freute sich, seit seiner Verheirathung, den wahren Weg eingeschlagen zu haben, den Pfad der Weisheit, der Kunst und

gemeinschaftlichen Behälter heißen Mineralwassers bedeckt, ist, wie bereits bemerkt, die Stadt erbaut.

Die Quellen sprudeln mit heftigem Geräusch und hohen Dampfwolken in unregelmäßigem Strahl empor; wird aber ihre gewöhnliche Ausströmung gehemmt, so treten in Folge des in zu großer Masse sich ansammelnden kohlensauren Gases desto stärkere Ergüsse ein, oder es erfolgen gewaltsame Durchbrüche der Sprudeldecke.

Die außerordentliche Heilkraft des Karlsbader Mineralwassers bei einer Menge von Krankheiten, die durchdringende und auflösende Heilmittel erfordern, ist allgemein und zwar in einem Grade anerkannt, daß sie darin fast von keiner andern Heilquelle erreicht werden. Sie werden in neuerer Zeit hauptsächlich nur getrunken, hie und da wird aber auch ihre Wirkung durch Klystiere oder durch Anwendung von Dämpfen erhöht.

Heilsam haben sich bis jetzt die Karlsbader Quellen bewährt bei Stockungen im Unterleibe, die auf Schwäche desselben beruhen, insbesondere bei Verhärtungen der Leber, bei langwierigen Leiden des Drüsen- und Lymphsystems, bei Harnkrankheiten, bei Gries- und Steinbeschwerden, bei der Gicht, gegen Hautausschläge, langwierige Nerven- oder Gemüthskrankheiten, in so ferne sie durch Stockungen im Unterleib bedingt werden u. s. w. Wird nach dem Gebrauche der Karlsbader Wasser noch eine Nachkur nothwendig, so benützt man je nach den Umständen und Verhältnissen noch die Bäder zu Teplitz,*) den Marienbader Kreuzbrunnen oder auch die Salzquelle zu Franzensbrunnen.

Die Stadt Karlsbad liegt in dem Hintergrunde eines tiefen, von Wäldern eingeschlossenen Thales, durch das die Tepel fließt. An den beiden Abhängen der Berge, welche mit Buchen und Tannen bedeckt sind, durch welche sich reizende Spaziergänge ziehen, sind gegen 600 größere und kleinere Häuser erbaut, die sich sämmtlich durch ihren guten Zustand und ihre Reinlichkeit auszeichnen. Zu beiden Seiten des Flusses ziehen sich Quais hin, die mit Bäumen bepflanzt sind, unter deren traulichem Schatten Wirthschafts- und andere Buden stehen, und woselbst sich alle die Gäste, welche die friedlicheren Erholungsorte den malerischen Gebirgsstreifereien vorziehen, versammeln.




Ansicht von Karlsbad und dem Thale der Tepel.

*) Siehe Band III. Nr. 22 unserer illustr. Zeitschrift.

Geschichtlich interessant wurde Karlsbald durch den daselbst 1819 gehaltenen deutschen Ministerialcongreß, welcher die bekannten Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 verabredete.



Der Sprudel zu Karlsbad.

Nebenstehend erhalten unsere Leser Ansichten von Karlsbad und der heißen Sprudelquelle.

# Schildereien aus der Fremde.

## Bilder aus China.

Der Krieg der Engländer in China, in welchem letzteres Land so gänzlich besiegt wurde, hat hinlänglich die militärische Schwäche des himmlischen Reichs gezeigt. Eine Handvoll Leute, wenige von all den Strapazen eines weiten Marsches ermüdete, durch die Hitze des Klimas erschöpfte Soldaten haben die ganze chinesische Armee in die Flucht geschlagen, ihre Flotten verbrannt, alle ihre Festungen im Sturme genommen, und man erstaunt mit Recht, daß in einem Lande, das seit Jahrhunderten der Sitz einer Civilisation war, die militärischen Einrichtungen, welche allein ein Volk wahrhaft stark machen, nicht gleichen Schritt mit den bürgerlichen hielten, ja nicht einmal denjenigen Grad erreichten, der wenigstens nur die Unabhängigkeit des Staates hätte sichern können. Freilich verzeichnet die chinesische Geschichte seit den Tartarenkämpfen des sechszehnten Jahrhunderts keine Spur mehr von einem Kriege, und es ließe sich aus dieser militärischen Unthätigkeit eines dritthalbhundertjährigen Friedens der Schluß ziehen, daß ein Volk stets auf dem Kriegsfuß leben müsse, wenn es nicht Gefahr laufen wolle, im Moment der Gefahr alle Energie zu verlieren, alle Kraft, die Eindringlinge zurückzustoßen, allen Muth, seinen Besitz zu vertheidigen, läge in China der Grund dieser Erscheinungen nicht in seinen eigenthümlichen inneren Verhältnissen selbst.

Im himmlischen Reiche ist nämlich seit undenklichen Zeiten die militärische Rangstufe der bürgerlichen untergeordnet; der gelehrte Mandarin hat vor dem militärischen bei jeder Gelegenheit den Vorzug, bei jeder Ceremonie den Vortritt. Auch stehen die gesammten Streitkräfte Chinas zu seiner Bevölkerung in einem zu geringen Verhältniß; denn bei einer Einwohnerzahl von 300 Millionen Seelen, betragen dieselben nur 1,263,000 Mann, nämlich 822,000 Infanteristen, 410,000 Cavalleristen und 31,000 Seesoldaten.

Die chinesische Armee ist in acht Divisionen eingetheilt, die sich durch die verschiedenen Farben ihrer Fahnen unterscheiden. Die erste Farbe ist die gelbe, die kaiserliche, ihr folgen die weiße, die rothe, die blaue; die vier andern Fahnen haben dieselben



Chinesische Artillerie. — Mandarin und Soldat.

Farben, nur sind ihre Bordüren verschiedenfarbig. Die kaiserliche Garde besteht aus drei Brigaden mit 23,000 Mann Infanterie und 3000 Pferden; sie muß den Kaiser auf allen seinen Reisen und auf den großen Jagden, die er jedes Jahr abhalten läßt, begleiten.

Die militärischen Beförderungen in China finden wie die bei bürgerlichen Aemtern nach jährlichen öffentlichen Prüfungen statt, bei welchen die Geschicklichkeit im Schießen mit dem Bogen, im Schwingen der Lanze oder im Reiten zu den höchsten Ehrenstellen führen kann. Auch wird der Muskelkraft besonders Rechnung getragen, sowie stark beleibte Offiziere sehr beliebt sind. Die beiden Militärpersonen auf unserem Bilde sind z. B. Achtung gebietende Offiziere im himmlischen Reiche.

Hat sich ein Soldat im Felde ausgezeichnet, so wird er ebenfalls befördert, fällt er, so erhält seine Familie eine Pension und sein Name wird in die heiligen Bücher eingetragen, damit er bei den Beförderungen in der andern Welt nicht vergessen werde. Doch scheinen, wie der letzte Krieg lehrt, diese Versprechungen des Jenseits für die Chinesen nicht dieselben unvergleichlichen Reize zu haben, wie das muselmännische Paradies für die Türken.

Im 60sten Jahre kann der chinesische Soldat seinen Abschied nehmen, er wird alsdann mit halbem Sold entlassen. Wird der Sold nicht regelmäßig ausbezahlt, so führt dieser Umstand nicht selten zu kleinen Revolten. So erzählte z. B. ein englischer Offizier, der den letzten Feldzug mitmachte, daß er es mit angesehen habe, wie tartarische Soldaten zu Bog an der Mündung des Flusses Canton ihren General veranlaßt haben, seine Uniform im Leihhaus zu versetzen, um ihnen den rückständigen Sold ausbezahlen zu können.

Daß die Kriegsmannszucht im himmlischen Reiche etwas ganz Unbekanntes ist, dürfte aus dem eben Gesagten hervorgehen; jeder Soldat bleibt zwar bei der Fahne, aber ohne eine Ordnung zu beobachten, ohne in Reihe und Glied zu stehen. Ueber den Häuptern der Offiziere allein schwebt im Kriege die schwerste Verantwortlichkeit; denn da der Kaiser nicht zugibt, daß seine Truppen von Barbaren geschlagen werden können, so müssen sie immer siegen. Daher die bekannten pomphaften Siegesbulletins, die an den Hof gesandt und unter dem Volk verbreitet werden, selbst wenn die chinesische Armee die blutigste Niederlage erlitten. So erzählt man sich aus dem letzten Kriege eine höchst spaßhafte Thatsache. Als die englische Flotte auf Canton zusteuerte, wurden einige Fahrzeuge beauftragt, eine Festung zu nehmen, die durch eine zahlreiche Garnison und eine furchtbare Masse von Geschütz vertheidigt zu sein schien. Ehe der englische Befehlshaber Feuer zu geben befahl, ließ er den Commandanten der Festung auffordern, sich zu ergeben. Der Mandarin versprach dieß thun zu wollen, bat aber, um seine große Verantwortlichkeit nicht bloßzustellen, vorher einige nur mit Pulver geladene Kanonen abfeuern zu dürfen, wornach er sogleich zum Rückzug werde blasen lassen. Der Capitän verstand den Sinn oder den Unsinn dieses lächerlichen Manövers nicht; er ließ daher dem Mandarin kurz bedeuten, daß, wenn innerhalb einer Stunde die Festung nicht geräumt sei, er den Angriff beginnen werde. Der Commandant zog sich hierauf zurück, und verbrannte nun eine ganze Stunde lang aus allen seinen Geschützen mehr Pulver, und verursachte dadurch einen größeren Lärmen, als eine ganze Armee. Nachdem dieses unschädliche Feuerwerk abgebrannt war, zog er in aller Ruhe, mit Siegesruhm bedeckt mit seinen Soldaten ab, um am Hofe des himmlischen Reiches eine glänzende Belohnung für seine Tapferkeit in Empfang zu nehmen.

Unser vorstehendes Bild stellt einen Mandarin und einen Soldaten (Artilleristen) dar, deren nähere Beschreibung im Schluß unseres obigen Artikels folgen wird.

(Schluß folgt.)

# Unterhaltungssaal.

## Die Fahrt zur Hochzeit.

(Fortsetzung.)

„Und warum nennen Sie diesen Charakter in meinem Stande eine Seltenheit?“ fragte Stephan halb beleidigt. „Zeigt Ihnen die Geschichte nicht Beispiele von Geistlichen, die mit der aufopferndsten Frömmigkeit den entschlossensten, unerschrockensten Muth verbanden? Glauben Sie mir nur, wer mit frevelhafter Hand alte Sitten, Institutionen und Gebräuche über den Haufen warf, hat es bis jetzt noch immer schwer zu büßen gehabt. Das hat schon Mancher erfahren, das wird auch Napoleon noch empfinden lernen. Es ist noch nicht aller Tage Abend, wie man zu sagen pflegt,“ setzte Stephan lächelnd hinzu, „Geduld, Geduld, Herr Hauptmann. Sie werden sich einst noch der Worte eines einfachen, schlichten Landpfarrers erinnern!“ Bei diesen Worten legte er ihm wie unwillkürlich die Hand auf die Schulter, und als der Hauptmann sinnend schwieg, fuhr er fort:

„Zürnen wir ja der gütigen Vorsehung selbst zuweilen, wenn sie uns rasch in eine uns ungewohnte Lage versetzt, worin wir uns kaum fügen können, und erst nach Jahren erkennen wir oft die heilsamen Folgen dieser Anordnung. Deßhalb, mein lieber Herr Hauptmann, muß man uns Tiroler nicht verkennen, und für Unverstand und Trotz halten, wenn wir uns an alte Sitten und Gewohnheiten festklammern.“

„Hochwürden sind ein wackerer Redner und Vertheidiger,“ sagte der Hauptmann heiter, „ich möchte nur irgend ein Thema finden, auf welchem Sie mir meine Urtheile nicht mit Gründen widerlegen könnten.“

„Ich dulde nicht gern Unrecht, das ist mein ganzes Verdienst,“ sagte Stephan bescheiden.

Der Hauptmann strich seinen Schnurrbart, fuhr mit der Hand über die Stirne, als sinne er über einen großen Gedanken nach, faßte hierauf zutraulich Stephans Hand und sagte: „Sehen Sie, Hochwürden, Napoleon achtet Euch, um Euerer Tapferkeit, selbst um Euerer Treue willen hoch. Ja, ich glaube, er schätzt Euch wie wenig andere Nationen, denn der wahre Held ehrt den achtungswerthen Feind. Er gäbe Euch Alles, was Ihr verlangt, wäre nur Ruhe im Lande, fügtet Ihr Euch. Er würde Euch eine republikanische Verfassung geben, wünschtet Ihr es.“

Mit großer Spannung beobachtete der Hauptmann des Pfarrers Miene, welchen Eindruck seine Worte gemacht; allein mit ruhiger Stimme, mit gewöhnlichem Gleichmuth erwiederte er:

„Ich habe Ihnen schon einmal bemerkt, Herr Hauptmann, er soll uns unserem alten Regentenhaus lassen; dann kann er unsertwegen die ganze Welt sich unterwerfen," schloß er lächelnd, sich die Hände reibend.

„Ihnen ist nicht beizukommen," erwiederte der Hauptmann verdrossen, seiner Wärme, seinem aufrichtigen Zureden solche eisige Kälte und Gleichgültigkeit entgegengesetzt zu sehen, und mit allen Zusicherungen, seinem Ziele nicht einen Strohhalm näher zu rücken. — Der Pfarrer ahnte seinen Unwillen und sagte besänftigend:

„Denken Sie nicht, daß der Tiroler ungerecht gegen seine Feinde denkt. Die Franzosen sind ein tapferes Volk, sie wehren sich wie die Löwen, und Ihr Baiern nicht minder. Seien Sie überzeugt, Herr Hauptmann, auch der gewöhnliche Landmann weiß Solches zu ehren. Jeder von uns opfert sich für seinen Glauben: Sie für Ihren Fürsten, wir für den unsrigen. Das ist der ganze Unterschied. Wer Recht oder Unrecht hat, darüber werden wir einst von einem höheren Richter, von dem Unsichtbaren, Bescheid erhalten."

„Einstweilen, mein bester Herr Pfarrer, wäre es aber doch gut, wenn wir die Meinung, das Urtheil der Welt auch Etwas gelten ließen, und dieses staunt ob Euerem Muth, aber auch ob Euerer Thorheit. Ihr wollt Friede, Ruhe, wer will sie Euch denn nehmen; aber Ihr wollt nicht hören und nicht sehen."

„Nun, nun," fiel der Pfarrer ein, „vergleichen Sie uns nur nicht mit den Pharisäern."

Der Hauptmann lachte herzlich.

„Nein, das will ich auch nicht, Ihr seid ein störrisches, aber ein braves Volk, und es begegnet mir heute nicht zum erstenmal, daß ich den Einzelnen hochschätzen lerne. Ihre Hand, Herr Pfarrer, wir wollen Freunde sein."

Stephan besann sich nicht lange, und reichte dem wackern Offizier seine Rechte.

„Ja, kömmt der Pfarrer Stephan einmal in meine Hände," rief der Hauptmann scherzend, „um Ihretwillen werde ich ihn schonender behandeln."

„So ist es Recht," erwiederte ebenfalls lachend der Pfarrer, „man muß seine Feinde nicht gering schätzen, sie wenigstens mit Nachsicht beurtheilen und behandeln. Vergessen Sie mir nur Ihre guten Vorsätze nicht, lieber Hauptmann! Ihr Soldaten seid ein gar leichfertiges Volk."

„Sorgen Sie nicht, Hochwürden, der Soldat hat einen leichten Sinn, doch leichtsinnig vergißt er sein Wort nicht. Aber in der That, Herr Pfarrer, es wäre mir wirklich interessant, diesen berüchtigten Stephan kennen zu lernen."

„Das soll Ihnen leicht werden," erwiederte der Pfarrer lächelnd.

„Nicht so gar," erwiederte der Hauptmann kopfschüttelnd. „Der Fuchs riecht die Falle. Er muß es wissen, daß ich ihm aufpasse, und hütet sich wohl, mir zu begegnen."

„Da irren Sie sich wieder, mein lieber Herr Hauptmann," sagte Stephan heiter. „Dieser Mann ist ein kernhafter Tiroler, wie Sie selbst schon bemerkten. Der fürchtet sich vor Niemand, als vor Gott!"

„Ei, ei, Hochwürden führen ja dem Herrn Pfarrer Stephan recht wacker das Wort!" erwiederte betroffen der Hauptmann, und sah dabei dem Pfarrer scharf in das Gesicht, als wolle eine Ahnung in ihm auftauchen. Stephan bemerkte es und suchte schnell seine frühere Ruhe wieder zu gewinnen.

„Ich will ihn nur in Schutz nehmen, wenn Sie ihm Unrecht thun," antwortete er mit scheinbarer Kälte, „sonst, Herr Hauptmann, versichere ich Sie, daß Niemand mehr als ich den Pfarrer Stephan streng beurtheilt, und seine Handlungen sorgfältiger bekrittelt. Oft wird er von mir getadelt, wo Andere keinen Fehler an ihm sehen wollen. Allein ich muß auch gerecht sein. Wollen Sie sich aber selbst überzeugen, und seine Bekanntschaft machen," fuhr er lächelnd fort, „so bedarf es nur Ihres Ehrenwortes, daß er frei wieder zurückkehren kann, und ich bringe Ihnen Ihren „berüchtigten" Stephan selbst nach Ihrer Wohnung."

„Das kann ich Ihnen nicht versprechen," sagte der Hauptmann, „so gerne ich es möchte; denn meine Kameraden lauern ihm alle auf, und ich müßte ihnen durch solch eine Nachsicht höchst verdächtig werden. Die Soldaten erzählen mir sogar, er bewaffne seine Schwester, ein allerliebstes, gesundes, kräftiges Mädchen. Von meinen Leuten wollen sie einige beim letzten Crawall gesehen haben. Offen gestanden, Hochwürden, es wäre mir wirklich ein Vergnügen, sie, sammt ihrem Bruder, gefangen nehmen zu können."

Es war ein Glück für den Pfarrer, daß der Hauptmann sich eben mit seinen wilden Pferden beschäftigen mußte, und jede Sorgfalt nöthig hatte, dieselben im Zaum zu halten. So entging ihm des Pfarrers sichtliche Unruhe, die sein Wunsch erregt hatte, und wenn er auch flüchtig seine veränderte Gesichtsfarbe bemerkte, so glaubte er ihn wegen der Wildheit der Pferde in Angst versetzt, und suchte ihn deßhalb zu beruhigen.

„Vor meiner Abfahrt vom Dorfe," nahm er endlich redselig wieder das Wort, „begegnete ich auf jener kleinen Anhöhe, von der Sie mich herabkommen sahen, einem Mädchen in Burschenkleidern. Hochwürden, ein schöneres habe ich nie gesehen. Ich sollte zwar," setzte der Hauptmann spöttisch hinzu, als er des Pfarrers steigende Aufmerksamkeit bemerkte, „freilich solche Themata in der Unterhaltung mit einem geistlichen Herrn nicht berühren, aber mir scheint, Hochwürden, hören auch gern von einem schönen Mädchen erzählen."

Der gute Pfarrer wußte im Augenblick nicht, sollte er dem Spötter zürnen, oder an sich halten; denn der Gedanke: das ist und war Nanni, und keine Andere, fuhr ihm pfeilschnell durch den Kopf. Der Hauptmann aber hielt sein Schweigen für Betroffenheit, und gefiel sich jetzt darin, Stephan die Reize und die schöne Gestalt des Mädchens auf's Ausführlichste zu beschreiben, eine Schilderung, aus der der Pfarrer immer zuversichtlicher seine Schwester erkannte.

„Und das Mädchen hat Ihnen gefallen?" fragte er endlich zerstreut, um doch Etwas zu sagen.

„Gefallen ist ein zu schwacher Ausdruck für eine so himmlische Erscheinung," rief der Hauptmann begeistert aus. „Ich glaubte geträumt zu haben, wenn nicht der Kuß..."

Stephan fuhr zusammen, was der Hauptmann lachend bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

## Guckkastenbilder der Gegenwart.

### Volksscenen.



„Platz gemacht, wir sind Abgeordnete des Volkes!“

„Donnerwetter, macht uns Platz, ihr Herren; wir sind das Volk selbst!“

## Buntes.

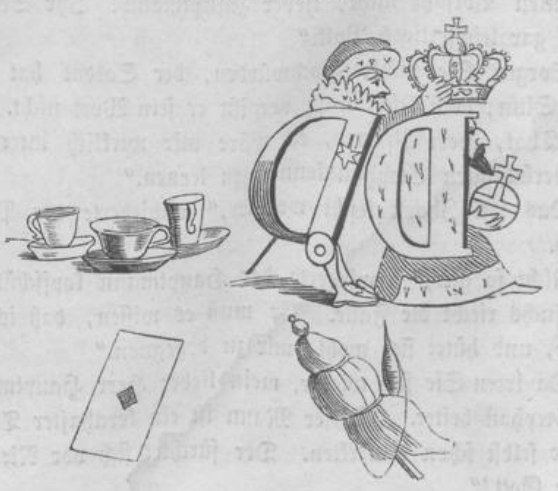
Seltsames Mittel gegen den Keuchhusten. — In der Gegend von Newport, in Nord-England, bemerkte man kürzlich folgendes seltsame Schauspiel. Ein Vater ließ seinen kleinen Sohn unter einem Esel durchgehen, hob ihn dann über den Rücken des Thieres zurück und wiederholte dieß mehremale so ernst, feierlich und gravitätisch, als handelte es sich um eine heilige Pflicht. Darauf nahm der Vater ein Stück Brod, welches von einem unangebrochenen Laibe geschnitten war, und ließ das Thier hineinbeißen. Der Esel ließ sich dazu natürlich gern bereit finden und hielt das Stück mit den Zähnen fest, und sofort trennte nun der Vater den äußern Theil des Brodstückes von dem, der sich im Maule des Esels befand. Dann schnitt er einige Haare vom Halse des Thieres ab, die er in ganz kleine Stückchen zerschnitt und mit dem zerkrümelten Brodüberrest mischte. Diese sehr appetitliche Speise wurde nun dem Knaben gereicht, der so geheimnißvoll die Runde um des Esels Leib gemacht hatte, und nachdem der kleine Bursche davon gegessen, wurde der Esel seinen Eigenthümern wieder überantwortet. Der Vater, der Sohn und andere Glieder seiner Familie gingen weg, als einer der Umstehenden fragte, was all' dieses Beginnen zu bedeuten hätte? Der Vater erstaunte über die Unwissenheit des Fragenden und erklärte in halb verächtlichem, halb herablassendem Tone, daß auf solche Weise sein Sohn ganz unfehlbar vom Keuchhusten geheilt würde.

Ein Wohlthätigkeits-Drama. Eines der beliebtesten Schauspiele Lope de Vega's verdankt seine Entstehung folgendem eigenthümlichen Zufall. Dem berühmten Dichter wurde die rührende Geschichte einer armen Familie in einer kleinen spanischen Provinzialstadt erzählt und er davon so ergriffen, daß er sofort den Plan faßte, den Stoff zu dramatisiren und das Stück zur Aufführung zu bringen. In Zeit von vierzehn Tagen war es geschrieben, einstudirt und für einen Sonntag Abend im Theater zu Madrid angekündigt. Das Haus war überfüllt, die Darsteller thaten ihr Möglichstes und mit rasendem Applaus wurde der Dichter gerufen. Der Vorhang geht auf, Lope de Vega verneigt sich, und mit lautloser Stille sieht das Publikum den Worten entgegen, mit denen sein Liebling sich für die enthusiastische Aufnahme seines neuen Stückes bedanken würde. Lope beginnt: „Die ehrenvolle Aufnahme, welche meiner Arbeit von Ihnen, meine theuren Anwesenden, zu Theil wird, gebührt nicht mir. Die Tagesgeschichte gebiert Stoffe, wie sie die begabteste Phantasie nicht rührender erfinden kann. Die Figuren des heutigen Drama's, deren Schilderung den wackern Darstellern mit künstlerischer Vollendung gelang, sind keine Phantasiegebilde, sondern lebende Wesen.“ Er nannte darauf Namen und Ort und sagte zum Schlusse, daß es ihm die schönste Genugthuung gewähren würde, wenn die Theilnahme des Publikums an dem Stücke sich auf die Personen selbst übertrüge. An allen Thüren waren Büchsen angebracht, mit der Devise: „für die N'sche Familie zu Z.“ und in wenigen Minuten war so viel zusammen, als jene Familie zur Sicherung ihrer Existenz nöthig hatte.

Jenny Lind, welche die Londoner über alle Maßen entzückt, wird gleichzeitig in den Spectacles concerts in Paris gehört. Das wunderliche Wunder hat folgenden natürlichen Zusammenhang. Signor Giovanni, der Sopran, Tenor und Baß aus einer Kehle hervorzubringen vermag, wurde von seinem Direktor nach London geschickt, um sich Jenny Lind genau anzusehen und anzuhören. Jetzt singt der pfiffige Italiener den Parisern eine Arie aus der Straniera im Costüme der Lind und zwar in täuschender Nachahmung.

Ein guter Rath. In den englischen Gerichtshöfen ist es gebräuchlich, daß denjenigen Verklagten, welche keinen Vertheidiger haben, ein solcher vom Gerichte beigegeben wird. Kürzlich erschien vor dem Kriminalgericht ein Mann, der beschuldigt war, einen Schinken gestohlen zu haben, und da er ohne Rechtsbeistand war, ersuchte der Präsident einen gegenwärtigen Advokaten, sich des Beklagten anzunehmen, mit ihm zu conferiren und ihm dann den für sein Interesse besten Rath zu ertheilen. Advokat und Client entfernen sich hierauf und zwanzig Minuten hernach erscheint der Advokat ohne seinen Schutzbefohlenen. „Wo ist der Gefangene?“ fragt der Präsident. „Er hat sich entfernt,“ entgegnete mit der größten Ruhe der Gefragte. „Der Herr Präsident sagte mir, ihm den für seine Sache besten Rath zu ertheilen, und da er mir aufrichtig gestand, daß er schuldig sei, so konnte ich ihm sicher keinen bessern Rath geben, als sich so schnell als möglich aus dem Staub zu machen, was er auch sofort mit Freuden gethan hat.“

## Bilder-Räthsel.



[redacted] Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei in Siegen.